

Hartmanns „Iwein“,

glichen mit seiner altfranzösischen Quelle.

Inaugural-Dissertation,

welche

mit Genehmigung der philosophischen Facultät
zu Marburg

zur Erlangung der Doctorwürde

am 14. Mai 1873
um 11 Uhr

öffentlich vertheidigen wird

Franz Settegast
aus Proskau.

MARBURG.
Druck von C. L. Pfeil.
1873.

Meinem lieben Vater.

Bei einer Vergleichung des Iwein von Hartmann von Aue mit seiner altfranzösischen Quelle, dem Chevalier au Lyon des Crestien von Troies ist die Frage von Wichtigkeit, welche Textgestaltung H.s Vorlage hatte und welcher der vorhandenen Hdd. des Chevalier sie am nächsten stand. Von letzteren sind bis jetzt vollständig veröffentlicht: 1) die Pariser Hd. Nr. 73, Cangé, in Hollands Ausgabe des Chevalier au Lyon, 2) die Pariser Hd. Nr. 210, suppl. franç., in Lady Guests Mabinogion, Vol. I, p. 134 ff. Von 3) der Vaticanischen Hd. sind in Kellers Romvart V. 1—646 abgedruckt. Ich nenne diese Hdd. der Reihe nach A, B, V, während ich H.s Vorlage mit X bezeichnen will.

Dass H. der in V vorliegenden Textgestaltung nicht gefolgt sein kann, hat Dr. Rauch nachgewiesen in seiner Broschüre: die wälische, französische und deutsche Bearbeitung der Iweinsage, Berlin, 1869.

Vergleichen wir nun die hiernach allein noch in Betracht kommenden Hdd. A und B in Bezug auf ihre Uebereinstimmung mit X, so finden wir, dass letzteres, wenn A und B von einander abweichen, fast stets zu B stimmt. Ich gebe im Folgenden eine Zusammenstellung der betreffenden Stellen.

A 54: Didonez, B 134, b: dodinez, H. 87: Dodines. — A 72: Molt vos voi or preu et saillant, B 135, a: preu et vailant; wie schon Keller (a. a. O. S. 516. zu Z. 2) bemerkt, hatte H. letztere Lesart vor sich, wenn er V. 116*) schreibt:

*) Ich citire nach der Ausg. von Benecke und Lachmann, 3. Ausg.

sô hövesch und als êrbaere. — A 173: Il m'avint plus a de .VII. ans, B 136, a: Il avint pres a de .X. ans, H. 260: ez sint nû wol zehen jâr. — A 287: leiz et hideus (mit anstössiger Wiederholung des leiz im nächsten V.), B 137, b (und V bei Keller S. 523, 22): grant et hisdeus, H. 428: michel unde als eislich. — A 294: plus que roncins, B 137, b: plus que toriaux, H. 431: grœzer danne eim ûre. — A 298: autiex com a uns olifanz, B 137, b: aussi lees come est .1. vanz, H. 443: breit alsam ein wanne. — A 303: barbe rosse, B 137 b (und V 524, 9): barbe noire, H. 433: ruozvar. — A 412: li plus biax pins, B 139, a: hauz pins. Vielleicht ist H. 575: si ist breit *hôch* und alsô die auf letztere Lesart zurückzuführen. — A 706—7: Puis verra la tor et l'essart et le grand vilain, qui le garde, verderbt aus B 142, b: Puis verra les tors en l'essart et le grand vilein, qui les garde, wozu stimmt H. 933 ff: Sô gesihe ich . . . . . den vil ungetânen man, der dâ pfligt der tiere. — A 1127—28: Qu'ancor est il ceanz, ce cuit, ou nos somes enchante tuit, B 147, b: avugle tuit, H. 1276—77: Er ist benamen hinne, wir sîn mit gesehnden ougen blint. — A 2848: Qu'a toz mangiers est force fains, B 168, b: Que a tous mes est sauce fains, H. 3279: Sîn salse was diu hungernôt. — A 2947: Morgue la sage, B 169, a: morgant la sage, H. 3424: Feimorgân. — A 3683: Et par respit de .XXX. jors, B 178, a: Par respit de .XL. jors, H. 4152: ob man mir vierzec tage bite. — A 4795: Au moinz jusqu'a .XIIII. jorz, B 191, a: Au meinz jusqua .XL. jors, H. 5744: vierzec tage. — A 3817: sanz ce que parole en aient, B 179, b: sanz ce que talent en aient, H. 4403 ff: sî wurden . . . . . . alle wider ir willen vrô. — A 6708—9: Einz ne distrent ne ce ne quoi es rues n'a home n'a fame, B 213, b: Einz ne distrent ne ce ne quoi ne ne treuvent (t°uent) home ne fame, H 8018: in bekom dâ wîp noch man.

Dagegen stimmt X zu A, nicht zu B, in folgenden Fällen: A 3481: Presque tote une quinzainne, B 175, b: Puis trestoute icele semaine, H. 3919: rehte vierzehen tage. — A 4479: .I. arpant, B 187, a: .II. arpenz, H. 5325: eines ackers

lanc. — A 5268: .XVIII. anz*), B 196, b: .XV. anz, H. 6354: ahtzehen jâr. — A 4328: Et ses lions nel rehet mie, B 185, b: Et tel compeignie ne het mie (die Gesellschaft von dex et droiz), H. 5172—73: Und daz in ouch vervienge der lewe sîn geverte.

Nicht nur zeigt B grössere Uebereinstimmung mit X als A, sie bietet auch an einer grossen Anzahl von Stellen den besseren Text. Ich beschränke mich hier nur auf die wichtigsten Fälle. So ausser der bereits angeführten Stelle A 706—7 B 142, b noch folgende: A 1886: N'est rienz que ele li accroie. Nach Burguy, Grammaire de la langue d'oïl II, p. 139 heist acroire: donner à crédit, prêter. Demnach kann nur das Gegentheil von dem gemeint sein, was bei A steht, nämlich: es giebt nichts, was sie ihm *nicht* gäbe, wie B 156, b steht: N'est riens qu'ele *ne* li accroie. — A 2707: Sor un noir palefroi baucent. Noir und baucent passt schlecht zusammen. Besser B 166, a: ver baucent (buntscheckig). — A 2765 — 66: Mes tant dit que traiz nos a qui a madame tresposa, besser B 167, a: Mes itant [di je] que gabez nos as ma dame quant tu l'esposas. Denn wenn das Subjekt in dit bei A ma dame ist, so kann es nachher nicht heissen: a ma dame, sondern nur etwa: a elle, und tresposa ist jedenfalls, wie schon o statt a (trespasser = violer, s. Burguy, a. a. O. III, unter pas) zeigt, aus l'esposas verderbt. — A. 3000: Mes del cors fist ele folie ist unklarer Ausdruck für B 169, b: Mes dou cors oindre fist folie. — A 3333: S'est partiz mes que bien l'en poist. Das Scheiden schmerzt jedoch nicht Iwein, der an dem Geschick der von ihm befreiten Gräfin ja durchaus keinen weiteren Antheil nimmt, sondern die Burgbewohner, die ihn gern zurückgehalten hätten. Und so heisst es auch B 173, b: S'est partiz mes que bien *lor* poist. — A 3573: de quanqu'il a, que un autre home, jedenfalls verderbt aus B 176, b: duel quant il

*) Hiernach ist Beneckes Anmerk. zum Iwein, V. 6354 zu vervollständigen.

a, que .I. autre home. — A 4038: Trestoz li *cuers* el vantre bolt ist ungehöriger Ausdruck für B 182, a: Tous li *sans* li fremist et bout. — A 4064: De par l'ome qu'*ele* plus aimme. Das Richtige bietet B 182, b: De par le non que *il* plus aime, denn Gâwein ist Iweins, nicht der Jungfrau bester Freund, welche jenen höchstens als ihren Oheim verehren kann. — A 4185: „Que parole oiseuse me lasse." Tantost messire Yvains li passe. Besser scheint B 183, b: „Et paroles d'oiseuse *lesse.*" Et messire Yvains *s'eslesse.* H. hat an der entsprechenden Stelle, V. 5027: Und nam daz ors mitten sporn, wie er auch A 4329: toz eslessiez V. 5175 wiedergiebt mit: nû gâhte er sêre mitten sporn. — A 4338: En quelque leu qu'*ele* onques soit. Besser B 185, b: *il,* denn der Sinn ist: Iwein sieht stets mit dem Herzen seine Dame, wo *er* auch immer umherirren möge. Letztere bleibt ja stets an demselben Orte. — A 4816 — 17: Que chies un suen acointe vint, dom ele estoit acointe moult enthält eine unerträgliche Tautologie, vorzuziehen ist B 191, a: Ou ele estoit amee moult. — A 5036—37: Que me valdra, se je nel praing? Par ci s'an vet, voire par foi! Besser angeschlossen B 194, a: Poi ou neent, voire par foi! — A 5423: que l'en la bote et sil an poise. Boter giebt hier keinen Sinn, wohl aber B 198, a: qu'il en a *honte* etc. — A 5464 ist droiz nach soit ausgelassen, wie B 198, b steht. — A 5463: .II. mienz *sergenz* molt granz et forz. H. kann wohl V. 6338 die beiden Riesen „des tiuvels knehte", seine eigenen Knechte kann aber der Burgherr sie nicht nennen, da er ja selbst in Abhängigkeit von ihnen steht; daher ist vorzuziehen B 198, b: deus granz *geanz* et durs et forz. — A 5349: Qu'ancore a il *cheval* tot sain, besser B 197, b: Encor ont il (die Pferde) *seignor* tout sein. Der Sinn der Stelle kann nur sein: Ich weiss nicht, ob sie sich in ihrer Hoffnung, die Pferde zu erhalten, nicht täuschen, vorläufig wenigstens ist der Herr derselben noch ganz gesund. — A 5761—62: Que tot autant se vos *venez* m'an est com se vos remenez. Doch kann der Sinn nur sein: Ich bin Euer sicher, mögt Ihr *gehen* oder

bleiben, und so heisst es auch B 202, a: se vos *alez.* — A 6045: Si est Amors asez trop glote ist ungehörig für B 205, b: avugle toute. — A 6445 ff: Lors sont desarme li vasal si s'antrebeisent par igal et que que il s'antrebeisoient etc. Iwein und Gâwein müssen sich jedenfalls schon entwaffnet haben, ehe sie (was sie übrigens nach A 6302 bereits abgethan haben könnten) zum Küssen übergehen. Dem widerspricht aber A 6481: Desarme sont ensi parlant. Deshalb ist vorzuziehen B 210, b: Lors se desarment li vassal si se desarment par igal et tandisqu'il se desarmoient etc. — A 6537: Maleoiz soit li premiers hom. B 211, b: Malooiz soit li perverz hom ist der treffendere Ausdruck.

Bei dem Vergleich von H.s Iwein mit C.s Chevalier au Lyon will ich nicht, wie bei dem Vergleich des C.schen und H.schen Erec Bartsch (Germ. VII, S. 141 ff.) gethan hat, der C. als H.s Quelle nachweisen will, die Gleichheiten beider Dichter, sondern umgekehrt grade die Stellen hervorheben, in denen uns H., unabhängig von C., seine eigene Auffassung erkennen lässt.

Gleich die drei Eingangsverse von H.s Gedicht sind sein Eigenthum: Swer an rehte güete wendet sîn gemüete, dem volget saelde und êre. Man sieht das Bestreben des Dichters, den gedankenarmen Stoff durch eine allgemeine Idee zu vergeistigen. — Die pessimistischen Declamationen C.s über den Verfall der Liebe (S. 134, a) streicht der besonnenere und lieber gelten lassende als tadelnde deutsche Dichter. Es jammert auch ihn, dass „selch vreude (wie an Artus' Hof) bî unseren tagen niemer werden mac," doch sieht er ein, wie nutzlos Klagen wären. Man müsse auch mit der Gegenwart zufrieden sein, wo man ja an der Erzählung der Thaten der Vorzeit so viel Freude finde (H. 48 — 58). — Wesentlich abweichend ist die Schilderung der Beschäftigungen der Ritter nach dem Essen: bei C. dreht sich alles nur um die Damen und um die Liebe, bei H. ergeben sich die Ritter ausserdem

den mannigfachsten Leibesübungen und Zerstreuungen: dise banecten den lîp, dise tanzten, dise sungen, dise schuzzen zuo dem zil, dise hôrten seitspil. Es nähert sich dadurch H.s Beschreibung der des Gottfried von Monmouth (s. Hollands Anm. zu V. 8). Schon hier charakterisirt H. Gâwein als den waffenfrohen (V. 73), Keiî als den Faullenzer: ze gemache ân êre stuont sîn sin (76). So geht auch weiterhin V. 190 ff. in der Zeichnung des letzteren als eines Grobians und Lästerers nur H. auf sein böses Herz, als die Quelle seiner bösen Reden, zurück: ezn sprichet niemannes munt, wan als in sîn herze lêret. swen iuwer zunge unêret, dâ ist daz herze schuldec an. H.s Eigenthum sind auch die VV. 240 — 41, die mit zur Charakterisirung Keiîs beitragen. Die Königin sagt, Kâlogrêant solle seine Geschichte erzählen, „wandez sîn (Keiîs) vreude waere, heter uns die rede erwant.“

Bei der Schilderung des Empfanges Kâlogrêants durch die Tochter des Burgherrn erscheint der Franzose kalt und trocken den lebenswarmen und innigen Worten des deutschen Dichters gegenüber. H.s Eigenthum ist der hübsche Zug, dass Kâlogrêant über die Kürze der zur Entwaffnung nöthigen Zeit klagt. Wie die beiden auf dem Rasen beisammen sitzen, findet der Franzose die Jungfrau liebenswürdig, anmuthig, besonders „bien parlant“, eine Eigenschaft, die keiner C.schen Dame fehlen darf. H. bleibt bei diesen äusserlichen Reizen nicht stehen, bei ihm ziert sie am schönsten die *güete:* sî saz mir güetlîchen bî: und swaz ich sprach daz hôrte sî und antwurt ez mit güete etc. — Die Nachricht, es sei Essenszeit, überbringt bei C. der Wirth selbst, während H. einen Boten schicken lässt (350). — Die *Güte* des Wirthes, der Kâlogrêant bei Tisch nicht von seiner Tochter trennt, hebt nur H. hervor. Die gute Bewirthung rühmen beide Dichter, der Deutsche fügt hinzu, dass sie auch *gern* geboten wurde.

Von seinem Wirth und dessen Tochter verabschiedet sich bei C. Kâlogrêant den nächsten Morgen, bei H., um jene nicht in ihrer Morgenruhe zu stören, schon am Abend. Die hübschen VV. 390 — 91: diu süeze und diu junge, diu lachet

unde neic mir gehören dem deutschen Dichter. — Beim Anblick der wilden Thiere setzt in H.s Darstellung Kâlogr. sein Vertrauen auf Gott: und heten sî mîn war genomen, sone triut ich mich niht ernern, wan ich bat mich got genern. — Die Ordnung der kurzen Wechselreden zwischen Kâlogr. und dem „gebûren" hat H. mannigfach vertauscht. Bei C. antwortet der „vilains" auf die erste Frage, ob er böse oder gut sei: er sei ein Mensch, passender bei H.: swer mir niene tuot, der sol ouch mich ze friunde hân (485) und erst auf die weitere Frage, was er denn sei: er sei ein Mensch. Auf des Waldschraten Erklärung, er hüte die Thiere, macht bei C. Kâlogr. seiner Verwunderung darüber Luft, bei H. fragt er theilnehmend: nû sage mir, tuont sî dir iht? Bei C. erklärt der Bauer, er reisse die Thiere, die er zu fassen bekomme, mit den Händen auseinander, H. lässt ihn durch Zunge und Hand, Befehl und Drohung (506 — 7) die Thiere beherrschen. Nur H. hat den Zug, dass Kâlogr., dem bei den wilden Thieren unheimlich zu Muthe wird, den Waldschrat ersucht, ihnen zu gebieten, ihm nichts zu Leide zu thun. Jener ist (trotz V. 451: diu ougen rôt, zornvar, wovon sich nichts bei C. findet) bei H. noch leidlich höflich: theilnehmend beruhigt er Kâlogr. in Betreff seiner Sicherheit und fügt seiner Frage, was er suche, artig hinzu: ob dû iht von mir geruochest, daz ist allez getân (522). Das Staunen des Bauern über das nie gehörte Wort „âventiure" malt H. (527) lebendiger als C. und nur bei jenem setzt Kâlogr. mit köstlicher Naivetät dem Waldmenschen das Wesen des irrenden Ritterthums ausführlich auseinander (528 ff.), während C. hier nur bietet: Por esprover ma proesce et mon hardemant. So zeigt sich auch nur bei H. in der Antwort des Bauern die Opposition des gesunden Menschenverstandes gegen die romantischen Ueberschwänglichkeiten des irrenden Ritterthums, hier (ein treffliches Zeichen der Zeit!) in den Mund eines Scheusals gelegt: sît dîn gemüete stêt alsô, daz dû nâch ungemache strebest und nicht gerne sanfte lebest. Doch scheinen nach H.s Darstellung Kâlogr.s Belehrungen über das Ritter-

thum beim Waldmenschen schon einigermassen Wurzel gefasst zu haben, wenigstens spricht er (562) seine Ueberzeugung aus, dass Kâlogr., sei er nicht ein „zage", sich bald durch den Augenschein von der Wahrheit seiner Aussagen in Betreff des Abentheuers der Quelle überzeugen werde.

Die Schilderung der Quelle mit ihrer Umgebung stimmt in den wesentlichen Zügen überein, doch fehlt bei H. die Angabe, dass die Quelle siede, jedenfalls, weil er dieselbe mit der weiteren, dass sie kälter als Marmor sei (s'est ele plus froide que marbres 138, b) nicht in Einklang zu bringen wusste. Der C.sche „arbres", später Fichte („pins") genannt, wird beim deutschen Dichter die ächt deutsche Linde und H. preist schon jetzt bei ihrer ersten Erwähnung ihre Schönheit (was bei C. erst später, 139, a, geschieht), muss er auch ihr Lob einem Waldschraten in den Mund legen. Das Becken nennt H.: von golde, übereinstimmend mit V, während A und B an dieser Stelle „de fer", erst später (139, a, A 418) „del plus fin or" haben. Die Angabe, dass die Kette, an der das Becken befestigt, aus Silber sei, findet sich nur bei H. *), der auch darin von der Quelle abweicht, dass es V. 599 heisst: ze der *winstern* hant, während A, B, V übereinstimmend bieten: tote la *droite* voie va. — Bei C. singen die Vögel erst *nach* dem Unwetter, bei H. gleich als Kâlogr. die Linde erblickt. Vergeblich würde man bei C. nach etwas so warm Empfundenem suchen wie H.s Schilderung des Vogelsanges, der so wundervoll ist, dass: der ie gewesen wære ein tôtriuwesære, des herze wære dâ gevreut (609). Wie, nachdem Kâlogr. Wasser auf den Stein gegossen, Sonnenschein und Vogelsang vergeht, die Wolken sich von den vier Himmelsgegenden zusammenballen und es so finster wird, dass man kaum die Linde sehen kann — auch dies schildert nur der deutsche Dichter und zeigt auch hierin wieder, wie sehr er sich in innigem Mitfühlen mit der Natur vor dem kälteren

*) Ebenso im Mabinogi (Lady Guest I, S. 47): a silver bowl, attached by a chain of silver.

Franzosen auszeichnet. — Die Schrecken des Unwetters schildert H. als noch furchtbarer als es C. thut: der Donnerschlag ist bei jenem so gewaltig, dass Kâlogr. davon betäubt zu Boden stürzt. Auch hier tritt wieder H.s gottvertrauendes Gemüth hervor; Kâlogr. sagt bei ihm (V. 654): wan daz mich der gotes segen vriste von des weteres nôt, ich wær der wîle dicke tôt. H. eigen ist auch die Bemerkung, dass die Bäume des Waldes durch das Unwetter vollständig ihres Blätterschmuckes beraubt worden seien, was nicht zu C. 139, b stimmt: Qu'il n'i avoit branche *ne foeille,* qui tout ne fust couvert d'oisiaux *). Erst jetzt, nach dem Aufhören des Gewitters, erheben bei C. die Vögel ihren Sang, bei H. kehren sie nun auf den Baum zurück und singen noch weit schöner als zuvor, sodass sich Kâlogr. in einem wahren Paradiese zu befinden glaubt. Mit schmerzlichem Erinnern setzt der Erzähler bei H. hinzu: Seht, dô trouc mich mîn wân. — Den Zweikampf Kâlogr.s mit dem Herrn der Quelle erzählt H. weit kürzer als C. (C. 140, a — b, H. 739 — 47), der Zug, dass vor dem Beginn desselben Kâlogr. seine Unschuld betheuert, ist H. eigen.

Als nach Beendigung von Kâlogr.s Erzählung Keiî seiner Neigung zum Lästern wieder freien Lauf lässt, schilt die Königin bei C. (141, b) nur auf seine Zunge, H. sagt dagegen (V. 842): doch waen ich daz ich (die Königin) dar an der zungen unrehte tuo: iwer *herze* twinget sî derzuo.

Den Kampf Iweins mit dem Herrn der Quelle, den C. sehr ausführlich (144, a — b) schildert, giebt H. ganz kurz wieder, V. 1023 — 28 und 1047 — 50. Er sagt, dass er die Kampfschilderung lange auszuspinnen unterlasse, weil er ja keinen Zeuge habe, der es gesehen. Der Todte könne es nicht erzählen, der Sieger aber würde es aus „hövescheit" unterlassen haben, den für ihn so rühmlichen Kampf genau zu schildern.

---

*) Doch zu Mab., S. 49: When I. looked on the tree, there was not a single leaf upon it.

Die Iwein gefangen findende Lûnete hat sich bei H. „verclagt“ (1154), d. h. durch Weinen entstellt. H. stellt sie also, im Gegensatze zum Franzosen, bei dem sich nicht die geringste Andeutung findet, dass der Tod ihres Herren ihr nahe gegangen wäre, als tief betrübt darüber dar, wie sie denn auch bei H. 1178 sagt: *swie leide ir (Iwein) mir habt getân,* ichn bin iu doch niht gehaz.

Bei Lûnetens Erzählung, wie sie an Artus' Hof von niemand gegrüsst wurde, lässt sie der deutsche Dichter bescheidener als der Franzose sprechen; bei diesem heisst es: *Espoir* si ne fui pas si sage, bei jenem, V. 1188 — 89: *ich weiz doch wol* daz ez geschach von mîner unhövescheit. — Als Lûnete Iwein Speise bringt, fängt er bei C. sogleich zu essen an, bei H. vergisst er nicht zu danken (1223).

In dem Saale, wo Iwein gefangen ist, finden die ihn suchenden Schlossbewohner ausser dem Sattel und dem halben Ross auch die Sporen. H. lässt letztere fort. Nach C. 144, a: Si qu'ambedeus les esperons li trencha a res des talons mussten sie ja auch ausserhalb des Thores geblieben sein *).— Nur bei H. verstellen ihm die wüthenden Leute die Thüre, eine allerdings sehr angemessene Massregel, um den nach ihrer Meinung „unsihtigen geist“ (1391) nicht entkommen zu lassen. Sie führen bei C. 147, a bastons et espees, 147, b bastons, bei H. (1293) nur Schwerter. Bei C. bleibt merkwürdiger Weise das Bett, worauf I. sitzt, frei von Durchsuchung, bei H. nicht, und dass er trotzdem nicht gefunden wird, veranlasst H. zu der Bemerkung 1298 — 1300: I. war nun einmal nicht zum Tode bestimmt (veige). — Bei der Erscheinung der Gattin des Erschlagenen bemerkt H. (1315 ff.), dass dieser ihr gewesen sei: ein der liebeste man, den wîp ze liebe ie gewan, und dass man wohl hätte sehen können, wie tief ihr Schmerz war. C. sagt bloss: don ja ne cuide avoir confort. Während bei C. I. die Klagen der Dame

---

*) Vgl. Mab., S. 54: And the rowels of the spurs and part of the horse were *without.*

gefühllos anhört, wird er bei H. schon jetzt bei dem Anblick ihrer Schönheit von der Minne ergriffen. Fast wäre er zu ihr geeilt, um zu verhindern, dass sie gegen sich selbst wüthe, und bitter beklagt er nun, dass er ihr so grosses Leid zugefügt.

Als der Leichnam des Burgherrn, in des Mörders Nähe gebracht, auf's Neue zu bluten anfängt, beginnt nochmals das Suchen nach jenem. C. lässt jetzt I. von den Schlägen der Schlossbewohner getroffen werden, H., bei dem sie mit Schwertern bewaffnet sind, kann nur das Bett und den kulter darunter leiden lassen, während I. durch „dicke wenken“ (1375) dem Tode entgeht. Die Rede der Dame bei C. 148, b, in der sie die Gränzen der Weiblichkeit arg überschreitet (C. sagt selbst, dass sie schrie „come hors dou sen“) verkürzt und mildert der deutsche Dichter mit glücklichem Takt (1382 ff.); sie vergisst bei ihm nie, dass sie nur ein schwaches Weib ist.

Lûnetens Frage an I., ob er nicht bei der Durchsuchung des Saales grosse Furcht gehabt, bejaht er bei C., bei H. (1418 — 21) heisst es, dass die Minne ihm alle Furcht benommen hatte.

Als die Bestattung vorüber ist, bleibt die Dame unter heftigen Klagen am Grabe zurück. C. wiederholt hier in lästiger Weise die Aeusserungen ihres Schmerzes, H. vermeidet dies und übergeht auch ihr Psalmenlesen, welches C. erwähnt. Von I.s erwachender Liebe zu Laudine heisst es bei C.: Come il plus se done garde, plus l'aimme et plus li embellist; bei H. (1602 — 5) ist es ihre „staete güete, ir wîplîche triuwe und ir senlîche riuwe“, die seine Liebe noch mehr entflammen. Des Franzosen Hoffnung auf die Sinnesänderung der Dame stützt sich auf seine Ueberzeugung von dem Wankelmuth der Frauen (151, a), der deutsche I. verlässt sich (1621 ff.) auf die alles bezwingende Macht der Minne, die, wie sie ihn getroffen habe, so auch seine Feindin ergreifen könne. Die langathmigen Reflexionen I.s, C. 151, a: Qui Amors en gre ne requialt etc. lässt H. fort, der auch die äusseren Reize Laudinens weit kürzer, als bei C. geschieht,

schildert. Ebenso streicht H. die Spitzfindigkeiten C.s, der Nature und Dieu bei Erschaffung Laudinens gegenüberstellt. Zwar sagt auch H., Gott selbst müsse so grosse Schönheit geschaffen haben, doch bleibt er nicht wie der Franzose bei äusserlicher Schönheit stehen: der Verehrer des weiblichen Geschlechts lässt I. seine Betrachtungen schliessen mit den Worten: ez ist ein engl und niht ein wîp (1690).

Der folgende Abschnitt (H. 1783 — 2370, C. 153, a — 158, a), in dem die Aufgabe gestellt ist, zu erklären, wie Laudine dem Mörder ihres Gatten die Hand reichen konnte, ist ganz besonders dazu angethan, H.s Ueberlegenheit über seine Quelle in Feinheit psychologischer Auffassung hervortreten zu lassen. Lûnete, deren Verhältniss zu ihrer Herrin durchweg bei H. weit inniger als bei C. dargestellt wird, beginnt bei letzterem ihre Versuche, Laudine für I. günstig zu stimmen, mit hartem Tadel und bitterem Spott: Ihr seid eine Närrin, um den Todten so zu lamentiren. Es giebt noch weit bessere als er war. Bei H. geht sie sanfter und feiner zu Werke: Es ist recht und dem weiblichen Gemüth angemessen, sagt sie 1802 ff., um seinen Gemahl, besonders wenn er ein so „vrumer herre" war, zu klagen. Doch darf man nichts übertreiben. Gott kann Euch einen eben so trefflichen Gatten wieder schenken. Die Antwort der Französin ist auffahrender als die der Deutschen. Jene schleudert der kecken Dienerin gleich den Vorwurf der Lüge entgegen, bei H. erwiedert sie: meinstuz sô? und erst als jene auf Laudinens weitere Frage, wo denn ein besserer zu finden sei, entgegnet: eteswâ, sagt sie ihr, sie sei entweder nicht bei Sinnen („toben") oder treibe Spott mit ihr, und droht ihr mit Entziehung ihrer Gunst, falls sie irgend einen Mann neben dem Verstorbenen lobe. — Die Dame, sagt C. 153, b, hatte die gewöhnliche Thorheit der Frauen, von sich zu weisen, was ihnen gut dünkt. H. setzt statt des C.schen „folie" den milderen Ausdruck „muot" und vertheidigt 1869 ff. die Frauen gegen den ihnen so oft gemachten Vorwurf der „unstætek-

heit", die er auf ihre „güete" zurückführt und schliesst: ich wil in niuwan guotes jehen, allez guot müez in geschehen.

Bei C. jagt die Dame ihre Dienerin ohne weiteres fort, nachdem diese ihr gesagt, dass die Vertheidigung der Quelle die Wahl eines anderen Gatten fordere. Bei H. erkennt die sanftere deutsche Frau wohl die Stichhaltigkeit der Gründe Lûnetens, und dies erweckt auf's Neue ihren Schmerz bis zur Todessehnsucht. Freundlich bittet sie in ihrer Bedrängniss Lûnete um Rath. Vielleicht würde ja auch ein tüchtiger Ritter, auch ohne ihr Mann zu sein, die Vertheidigung ihres Landes auf sich nehmen, ein Plan, den Lûnete sofort als unausführbar von der Hand weist. Wie charakteristisch für die arglose deutsche Laudine im Gegensatz zu der gewandteren Französin die Antwort ist, die sie ihrer Vertrauten auf deren verfängliche Frage giebt, wer besser (tiurre 1957) sei, der Besiegte oder der Sieger, hat schon Dr. Rauch bemerkt, a. a. O. S. 30. Als auch bei der Deutschen der Unwille durchbricht und sie ihre Dienerin entweichen heisst, vermeidet doch H. die heftigen Ausdrücke, deren sie sich bei C. in dieser Scene bedient, die sich bei demselben zwei Mal wiederholt, während bei H. Laudine ihre Dienerin nur Ein Mal forttreibt. Diese entfernt sich bei C. mit dem Vorwurf, Laudine habe ihr Versprechen, nicht zu zürnen, schlecht gehalten, bei H. mit der Erklärung, sie wolle alles gern leiden, was ihr um ihrer Treue willen geschehen könne: got vüege iu heil und êre, gesihe ich iuch nimmer mêre (1991 — 92).

Die von der Dame fingirten Wechselreden zwischen ihr und dem Mörder ihres Gemahls, dessen Unschuld sie erweisen will, lässt H. fort und setzt an Stelle des in ihnen sich aussprechenden juristisch trockenen Verstandes (sie entschuldigt ihn „par reson et *par droit de plet*") „diu gwaltige Minne, ein rehtiu süenærinne under manne und under wîbe" (2055). — Als Lûnete der Dame den Namen ihres künftigen Gatten genannt hat, fragt diese bei H. ängstlich: weistû aber, geselle, rehte ob er mich welle (2115 — 16); die Französin denkt nicht daran, dass sie auch verschmäht werden könne.

Aehnlich ist für die zaghafte Deutsche im Gegensatz zu der entschlosseneren Französin charakteristisch H. 2159 — 61: sie fürchtet, ihre Mannen könnten sich ihrer Wahl entgegenstellen, ein Zug, von dem sich nichts bei C. findet. Dem deutschen Dichter gehört auch die Scene der Benachrichtigung Laudinens von I.s Ankunft, die bei C. der psychologischen Feinheit H.s ermangelt. Auf dem Wege zu der Dame und vor ihr, da sie schweigt, hat der französische I., wenig passend für einen Liebenden, Furcht für sein Leben; bei H. geht er, dem die Minne alle Furcht vor dem Tode benommen hat, „mit vreuden als ein saelec man"; dass sie schweigt, erregt ihm keine Furcht, nur heisst es: daz begund im starke swâren. Aecht deutsch ist auch H.s Zusatz 2254: und sach sî bliuclîchen an. — In dem folgenden Zwiegespräch zwischen der Dame und I. weiss die gewandte Französin durch ein spitzfindiges Spiel von Fragen und Antworten es dahin zu bringen, dass nicht sie, sondern I. der Bittende ist; die deutsche Laudine hat keinerlei Hehl vor ihm: offen setzt sie ihm ihre bedrängte Lage, die sie zu einer neuen Wahl dränge, auseinander und trägt ihm selbst Herz und Hand an: ich wil iuch gerne: welt ir mich? (2333). Die kalt überlegende Französin macht die Vertheidigung der Quelle zur Bedingung der Versöhnung, der Deutschen ist dies, wenn erst I. der ihrige, selbstverständlich: ob mir iuwer got gan, sô bin ich wol mit iu bewart vor aller vremden hôchvart (2324 — 26).

Die lange Schilderung des festlichen Empfanges von Artus nebst seinem Gefolge auf I.s Schloss (C. 161, b — 162, b) lässt H. fort, der dafür die Bemerkung macht (2663 ff.), wie sehr Laudine sich über den Besuch als Beweis des Ansehens, in dem I. bei dem König stand, freute, ferner über die Gastfreundschaft Betrachtungen anstellt, die man, mache der Wirth ein saures Gesicht, sogleich als unwillig geboten erkenne: ouch enwirt diu wirtschaft nimmer guot âne willigen muot.

Die Einzelheiten der Rettung I.s muss bei C. erst Lûnete Gâwein erzählen (162, b), bei H. hat letzterer alles schon

von seinem Freunde erfahren (2743: er hât mirz allez wol geseit etc.). Als er Lûnete seine Dienste anbietet, spricht er bei C. mit grossem Selbstbewusstsein davon (163, a: Ne me changiez ja por autrui, se amander ne vos cuidiez), der H.sche Gâwein ist bescheidener (2750 — 51). — Die Rede Gâweins, in der er I. zu überreden sucht, mit ihm wieder auf Turniere auszuziehen, weicht bei H. nach Anlage und Ausführung weit von C. ab und wird dadurch höchst bedeutungsvoll für die Auffassung des Freundschaftsverhältnisses zwischen I. und Gâwein bei beiden Dichtern *). Als I. seine Gattin um Urlaub bittet, antwortet sie, wiewohl gewährend, doch in drohendem, argwöhnischem Tone (164, b), H. lässt diese Worte fort. Dass sie I.s baldige Rückkehr so streng fordert, erscheint bei C. lediglich als Laune, bei H. als Rücksicht auf die stets bedrohte Lage ihres Landes (2935). Ein hübscher Zug des deutschen Dichters bei der Abschiedsscene ist V. 2962 ff.: daz senen bedahter Iwein, als er dô beste kunde: mit lachendem munde truobetn im diu ougen.

Auch das Gespräch mit der Minne (H. 2971—3024) ist H.s Eigenthum, wenigstens der Form und Ausführung nach, wenn auch die Grundgedanken meist C. (165, b) entlehnt sind. I. und Laudine tauschen bei H. ihre Herzen, bei C. bleibt I.s Herz bei dem Laudinens, das ihm nicht folgt, zurück. Der Inhalt des Gesprächs von V. 3011 an gehört ganz dem deutschen Dichter.

Die Rede der Abgesandten Laudinens (H. nennt sie 3103 bestimmt: Lûnete, C. sagt unbestimmt: damoisele) ist bei H. weit ausgeführter und kunstvoller als in der Quelle. Die bei C. 18 V. einnehmende Betrachtung über das Herz der Dame, das I. gestohlen haben soll (166, b) lässt H. fort. Seine Rede lässt sich in drei Theile zergliedern: 1) Lûnete

---

*) Man sehe hierüber Rauch, a. a. O. S. 33 ff.; der jedoch S. 23 die wunderbare Meinung aufstellt, H., der Dichter des Erec, sei erst durch C. 164, a: Merveille est, comment il a cure de l'ese qui tous jorz li dure auf die in jener Rede so meisterhaft entwickelte Idee des häuslichen Verliegens gebracht worden.

bezichtigt I. der Falschheit und Verrätherei, die er, was seine Schuld erhöhe, an einem schwachen Weibe, das sich nicht rächen könne, begangen (3116—36); 2) hält sie ihm seine Undankbarkeit gegen sie selbst, die ihn vom Tode gerettet (bei C. erfährt er dies erst später, 177, a), vor (3137—66); 3) kommt sie auf den ihrer Herrin angethanen Schimpf und seine Treulosigkeit zurück, in Folge deren er aus Artus' Tafelrunde ausgestossen werden und den ihm von Laudine anvertrauten Ring ausliefern soll (3167—96).

Nachdem H. erzählt, wie I. wahnsinnig geworden, wirft er einen traurigen Rückblick auf seine vormalige Rittertugend und kann die Erklärung des jähen Wechsels nur in der Macht der Minne finden (3249—60). Sein frommes Gemüth tritt hervor 3261—63: auch jetzt ist I. nicht ganz von Gott verlassen, dessen Fügung es ist, dass er bald einen Knappen trifft, dem er Bogen und Pfeile abnimmt. Auch die hübsche Bemerkung über die „tôren" (3267—70) gehört dem deutschen Dichter. Nachdem H. die Begegnung mit dem Einsiedler erzählt und I.s Leben im Walde geschildert hat, macht er wieder 3345—58 einen mitleidigen Vergleich seiner jetzigen elenden Lage mit seinem früheren Glanze.

Dass I., als er einstmals im Walde schläft und die drei Frauen ihn finden, von der einen erkannt wird, erklärt H. ausser (wie C. thut) mit einer Narbe, die diese sich an I. gesehen zu haben erinnerte, damit, dass I.s Geisteszerrüttung überall im Lande bekannt geworden war. Aus Mitleid über I.s elenden Zustand beginnt das Fräulein zu weinen, während aber C. sagt, er wisse nicht, warum er sich bei ihrem Schmerz lange aufhalten solle, thut dies der liebenswürdige Verehrer des weiblichen Geschlechts in der That: ir höfscheit und ir güete beswârten ir gemüete, daz sî von grôzer riuwe und durch ir reine triuwe vil sêre weinen began etc. (3387 ff). Dass sie später, gegen das ausdrückliche Verbot ihrer Herrin, I.s *ganzen* Körper bestreicht, ist bei C. (169, b) „folie", bei H. (3478): „süezer wille." Die Gedanken des Fräuleins, als sie sich verbirgt, damit I., er-

wacht, sich vor ihr nicht zu schämen brauche, führt nur H. aus (3487—3501) und zeigt auch hierdurch wieder seine Kunst, Motive und Gedanken in den Stoff hineinzutragen, im schönsten Lichte.

Ebenso ist die Scene von I.s Erwachen aus dem Wahnsinn von H. weit kunstvoller ausgeführt als von C. Bei ersterem gliedert sich der Gedankengang des erwachenden I. dreifach: 1) Zunächst weiss er nicht, ob er I. ist und ob er bisher nur geträumt. Diesen Traum, mit all seinem Glanz und seiner Freude, ruft er sich nun wieder in die Seele zurück und wünscht, er wäre nie aus ihm erwacht, der ihn, „den tôren“, „den alsô swachen man“ (3551) reich und herrlich gemacht hatte (3509—55); 2) doch fühlt er, dass, wäre er gewaffnet und beritten, er keinem Ritter nachstehen würde: swie gar ich ein gebûre bin, ez turnieret al mîn sin (3556—83); 3) er sieht neben sich Kleider liegen, wie er sie im Traume oft getragen, und da er niemand gewahrt, dem sie gehören können, möchte er wohl sehen, ob auch diese ihm so gut stehen. Er legt sie an, und als er seine schmutzigen Glieder verhüllt hat, „dô wart er eime rîter glîch“ (3584—96). C. bietet hier (170, a) nur: Lors fu gariz et respassez et ot son sens et son memoire; es *wundert sich* I. wol auch bei C., macht sich jedoch weiter durchaus keine Gedanken.

Die Erzählung des Kampfes mit dem Grafen Aliers (C. 171, b—173, a, H. 3703—3823) hat H. sehr gekürzt, so lässt er die lange Lobrede der Schlossbewohner auf I.s Heldenthaten ganz fort. Ebenso hat er es mit der Erzählung der Erlegung des Drachens gemacht (C. 174, a, H. nur 3863 : er sluoc in [den wurm] harte schiere tôt).

Als I. aus seiner Ohnmacht am Brunnen erwacht, ergeht er sich in sehr weitschweifigen Betrachtungen darüber, dass er sich hassen und folglich tödten müsse; H. lässt in wirksamerer Weise den einfachen Gegensatz der trostlosen Gegenwart zu der freudenreichen Vergangenheit spielen (3969—92).

Zu der in der Kapelle gefangenen Lûnete spricht I. bei C. in sehr unhöflichen Ausdrücken (176, b: tes, fole riens),

H. lässt diese fort (vgl. H. 4028 ff.). Die deutsche Lûnete ist offener und mittheilsamer als die Französin, die sich alles einzeln abfragen lässt. Auf I.s Frage: vrowe, wie ist daz komen? (4044) erzählt sie bei H. gleich, wie schlimm es ihrer Herrin gegangen, und schüttet ihr Herz vor ihm aus: hätte sie doch nimmer ahnen können, „daz ein alsô vrumer man sô starke missetuon kan" (4063—64). An der entsprechenden Stelle bei C. ist alles, was sie ihm mittheilt: L'en m'apele de traison (176, b), und von ihrer Herrin sagt sie kein Wort. Während I. noch jetzt, nachdem er erfahren, dass Lûnete auf den Tod angeklagt ist, bei C. fest dabei beharrt, seine Noth sei weit grösser als die ihre, giebt nun der deutsche I. zu, dass es mit ihr unter solchen Umständen allerdings noch schlimmer als mit ihm stehe. Auf die Frage I.s, wer ihre drei Ankläger und wer die beiden Ritter seien, die allein ihr helfen könnten, erzählt Lûnete bei H. ausführlich ihre ganze Geschichte (4109 ff.), was sie bei C. erst nach der Erkennungsscene thut (177, b). — In der Antwort Lûnetens auf I.s Frage, welchen I. sie meine (4179 ff.) lässt sie bei H. ihrem bekümmerten Herzen freien Lauf (4180—4209), wovon sich bei C. nichts findet. Die Erwähnung aller Freuden, deren I. durch seine Schuld verlustig geworden, regt seinen Schmerz auf's neue und heftigste wieder auf: er will zunächst zwar und hofft zuversichtlich die drei Ankläger Lûnetens zu besiegen, dann aber sich vor den Augen seiner Gattin den Tod geben, dass sie dann erkenne: daz ich lîp unde den sin vor leide verlorn hân. die rache sol vor ir ergân (4212 — 46). Auch hiervon findet sich nichts bei C., ebenso wenig wie von H. 4261 — 74: zum Beweise seiner Erklärung, dass er „Iwein der arme" (4213) sei, entwaffnet er sein Haupt, und rührend ist nun die Erkennungsscene zwischen ihm und Lûnete, die vor Freuden weint, dass sie ihren lieben todtgeglaubten Herrn wiedersieht.

Dass I. auf die Nachricht, dass Gâwein der geraubten Königin nachgeeilt sei, sorgenvoll seines Freundes gedenkt (nû müez in got bewarn 4305), hat nur H.

Die verstellte Freude (4413 „trügevreude“, 4419 „listvreude“ genannt) der Bewohner der Burg, zu der I. nun gelangt, schildert H. ausführlicher und psychologisch feiner als C. (H. 4403 ff., C. 179, b). Mit der Schönheit seiner Tochter prahlt bei C. der Schlossherr (C. 179, b: ma fille, qui de beaute passe toutes celes qui sont el monde), bei H. (4471) ist er bescheidener. H.s Neigung zur Schilderung von Seelenzuständen tritt V. 4859 — 4913 hervor: I. ist in Zweifel, ob er Lûneten, der er sich eher verpflichtet hat und die auch auf seine Dankbarkeit Ansprüche zu machen berechtigt ist, oder der Nichte seines besten Freundes, die dem schrecklichsten Geschick entgegengeht, helfen solle. Charakteristisch für den frommen H. ist es, dass I. sich in seiner Rathlosigkeit schliesslich auf Gottes Eingebung verlässt (4889 — 90), wovon sich nichts bei C. findet, der überhaupt zu dieser ganzen Seelenmalerei H.s nur höchst dürftige Andeutungen giebt (182, b) und der sich mehr mit äusserlichen Mitteln behilft, um die Affekte seines Helden darzustellen (I. seufzt, das Herz will ihm springen). — Die Ausmalung des unerquicklichen Bildes, wie der Riese die Jungfrau seinen „garcons“ übergeben will (C. 183, a) lässt H. fort, ebenso, dass nach der Erlegung des Riesen sämmtliche Schlossbewohner sammt Frau und Tochter des Burgherrn in der grössten Eile herzugelaufen kommen, um sich den Erschlagenen anzusehen, ein Zug, der H. jedenfalls nicht höfisch genug erschienen ist. Dass I. die Befreiten (nach H. 5113 auch den Vater, vgl. H. 5692, wo nur von der „niftel“ die Rede ist) zu seinem Freunde Gâwein sendet, dafür giebt der Franzose als Grund an: Car por neent fet la bonte qui ne velt qu'ele soit seue (184, b), bei H. thut er es zum Zeichen seiner Freundschaft für Gâwein (5107 — 12).

Angeregt durch C. 187, b: De priere aide li font les dames, qu' autres batons n'ont macht H. 5357 ff. die hübsche Bemerkung, Gott sei so gnädig und so gut, dass er „sô manegem süezen munde betelîchiu dinc“ nicht versagen könne. — In der Schilderung des Kampfes I.s mit dem Truchsäss und

seinen Brüdern lässt H. den Zug, wie der vom Löwen zerfleischte Truchsäss sich in seinem rothen Blut wälzt (C. 188, a: Le seneschaux, qui se tooille et devolte en l'onde vermeille dou sanc chaut que dou cors li saut) fort und wirft dafür einen freudigen Blick auf die nun vom Tode befreite Lûnete.

Dass diejenige, die doch I.s Herz bei sich trug, ihn nicht erkannte, entlockt H. einen Ausruf des Erstaunens (5456 ff.), während sich C. hierüber keine Gedanken macht. Die Französin sagt, er solle bleiben, „tant qu'il eust repose son lyon et lui", die Deutsche (5464): Lât *mich* iuch machen gesunt, wie sie auch H. 5526 ff. es ein „laster" und „schande" nennt, wenn man ihn so wund aus ihrem Lande ziehen sähe.

Die Rede der jüngeren Tochter des Grafen vom Schwarzen Dorne, die arglos in ihrer „kintheit" der älteren, „unguoten" Schwester, die ihr das Erbe nehmen will, ihren Entschluss mittheilt, an Artus' Hof einen Kämpfer für sich zu suchen, ist bei H. (5640 — 62) weit ausgeführter als bei C. (190, a). Man erkennt H.s Interesse für ein so argloses Gemüth, dessen bei C. nur angedeutete Züge er genauer zu zeichnen sucht. — Auf ihrer Irrfahrt zu dem Löwenritter lässt sie C. zufälligerweise zu „.I. suen acointe" kommen, wo man, nachdem sie den Zweck ihrer Reise mitgetheilt (191, b: A lui retenir mistrent poine tant que son afere lor dist), „une autre pucele" statt ihrer aussendet, da sie auf der Reise krank geworden. Bei H. wird der Herogang folgendermassen dargestellt: sus kom sî *nâch vrâge* zeinem ir *mâge* und begund im ir geverte sagen, ir kumber und ir siechheit klagen (5767—70). Nicht eine „autre pucele", sondern seine eigene Tochter sendet der Verwandte aus. Als diese von dem nächtlichen Unwetter überfallen wird, ruft sie bei C. (191, b) erst Gott, dann dessen Mutter, dann alle Heiligen an (touz sainz et toutes saintes) und sagt viel Gebete her, während sie bei H. sich in ihrer Noth lediglich zu Gott wendet (5792: daz sî got ane rief).

Der Burgherr, bei dem sich das Fräulein nach dem Löwenritter erkundigt, ist bei H. weit mittheilsamer als bei

C. Er erzählt ihr (5831 — 54) den ganzen Hergang mit dem Riesen, bei C. spricht er geheimnissvoll nur von .I. mien moult grant besoing und einem anemi mortel, näher aber lässt er sich nicht aus. Bei C. liegt noch der „cors“ des Riesen vor dem Thore, H. bedenkt, dass bei ihm schon 14 Tage (nach V. 5621) seit der Erlegung desselben vergangen sind und macht „sîn gebeine“ (5852) daraus. — Den Zug, dass die der Jungfrau den Weg weisende Lûnete aus Furcht vor dem Zorn ihrer soeben erst versöhnten Herrin jene nicht weiter zu begleiten wagt (C. 193, b), lässt H. fort, der schon V. 5450 von Laudine gesagt hat, dass sie ihre Dienerin für ihre schuldlos erlittene Noth „unz an ir tôt ergatzte.“

Die Begegnungsscene zwischen I. und der Botin ist bei H. feiner und treffender geschildert als bei C. Jetzt erst ergreift sie Furcht, wie der fremde Ritter „wider sî getuo“; sie fleht zu Gott, er möge sie die rechte Weise, ihn anzureden, lehren und schliesst ihren „segen“ mit den Worten: got gebe mir sælde unde sin (5971 — 95). C. (193, b,—194, a) bietet hierfür nur dürftige Andeutungen. Bei ihm bringt sie nach der gegenseitigen Begrüssung gleich ihr Anliegen vor, H.s Darstellung ist feiner: sî sprach „got grüeze iuch, herre, ich hân iuch harte verre ûf gnâde gesuochet: got gebe daz irz geruochet.“ er sprach: ichn habe gnâden niht: swem mîns dienstes nôt geschiht und swer guoter des gert, dern wirt es niemer entwert“ (5997 — 6004). Er sieht ihr an, welches Ungemach sie auf der Reise erlitten: mitleidig tröstet er sie und sagt ihr seine Hilfe zu. „Dô neic sî im unde gote und bôt sich ime ze gebote und gnâdet ime vil verre“ (6005 — 15). Vom Dank der Jungfrau für die Gewährung ihrer Bitte von Seiten I.s findet sich bei C. nichts. Bei H. ist diese wieder weit mittheilsamer als bei C.: sie erzählt I. die Verhältnisse ihrer Verwandten, die dieser, sollte er helfen, doch auch zu erfahren beanspruchen musste, während sie bei C. hierüber nur sagt: ma damoisele ..... qu' une soe suer desherite (194, b). — Ob I. ihr folgen oder noch der Ruhe pflegen wolle, fragt sie nur bei C., bei H. braucht sie dies nicht zu

thun, da der gesprächige Schlossherr, den sie eben verlassen, ihr bereits mitgetheilt hat, dass I. wieder vollständig hergestellt sei (5952 ff.).

Die reizende Gartenscene 6490 — 6545 ist vollständig H.s Eigenthum.

Die beiden Riesen erscheinen bei C., ehe noch I. gewaffnet ist (199, a), bei H. erst nachher (6677). Dass I. seinen Löwen in ein „gadem" einsperrt, erscheint so bei H. mehr als ritterlicher Sinn, bei C. mehr als Unterwerfung unter ihren Willen.

Dass I. das Anerbieten seines Wirthes, dessen Tochter zu heirathen, nach der Besiegung der Riesen abermals, wie schon vor derselben, ausschlägt, motivirt er bei H. weit geschickter als bei C., bei dem er, wie bei dem französischen Dichter überhaupt beliebt ist, äusserst geheimnissvoll thut und keine Silbe davon sagt, dass er ja bereits gebunden ist. Bei H. dagegen setzt er (6802 — 11) auseinander, dass er das Mädchen (das bei C. der Vater natürlich gebührend anpreist: qu'ele est molt bele et riche et sage; james si riche en mariage n'auroiz se cestui vos n'avez 201, b) unmöglich heirathen könne, weil: mîne sinne eins anders wîbes minne in ir gewalt gewunnen hât. Und als nun der Wirth doch darauf besteht, hat der H.sche I., während der C.sche den schwachen Grund anführt, dass er doch seine Jungfrau begleiten müsse, die Entschuldigung, dass er ja in dem Kampfe, den er bald bestehen müsse, sein Leben verlieren könne und dann des Wirthes Tochter „ gunêret" wäre. Das sieht denn bei H. der Burgherr auch ein und steht von jeder weiteren Forderung ab, während sich bei C. I. schliesslich nicht anders zu helfen weiss, als dadurch, dass er dem Wirth auf Handschlag verspricht (mit dem Vorbehalt: se je onques puis 202, a), zurückzukehren und dann seinen Wunsch zu erfüllen.

H.s Eigenthum sind die Betrachtungen 6932 — 7008. Sie gliedern sich in 3 Theile. H. beginnt 1) mit der Klage darüber, dass zwei so treffliche Ritter wie I. und Gâwein sich nun auf Tod und Leben bekämpfen sollen: 6932 — 51;

2) anderseits ist es der Jammer über den tödtlichen Zweikampf grade der zwei besten *Freunde,* der des Dichters Herz durchdringt; er malt sich die unglückliche Lage des Siegers aus, wenn derselbe erkennt, wen er erschlagen: 6952 — 76; 3) der Dichter macht diesen schmerzlichen Gedanken ein Ende: der Kampf ist ja doch unvermeidlich. Und nun bricht trotz der Trauer über den Zweikampf der beiden Herzensfreunde des Dichters Liebe zu Turnier und Waffenthat hervor, begeistert preist er ihre von Kind auf geübte Waffenkunst: 6977 — 7008.

Die trockenen und spitzfindigen Tiraden C.s über Amors und Haine, die nicht in demselben Hause wohnen können, verkürzt H. mit glücklichem Takt: C. verwendet hierauf über 100 VV. (205, a — 206, a), H. noch nicht die Hälfte (7015 — 60). Charakteristisch ist der Schluss beider Betrachtungen: C. findet, dass sich der Besiegte durchaus nicht werde beklagen dürfen, da ja der Sieger nicht wisse, wer sein Gegner sei; H. dagegen sieht voraus, wie traurig ein solcher Sieg wäre (der, d. h. der Sieger, wart mit sige sigelôs 7070): derselbe Ton wehmüthiger Klage, den wir so deutlich oben in den eigenen Herzensergiessungen des deutschen Dichters vernahmen, durchbricht auch hier des Franzosen kalte Verstandesspiele.

In der nun folgenden Kampfesschilderung verweilt C. mit einer gewissen Vorliebe bei den rohen Zügen grimmer Kampfeswuth: wie die wüthenden Gegner sich Stirn und Backen blau- und das Gehirn beinahe ausschlagen (C. 206, b), wie das Blut siedend heiss ihnen aus den Wunden strömt und der Athem ihnen ausgeht. Der deutsche Dichter vermeidet dies und hebt das Kunstmässige und Schöne der Tjost hervor. Der bis in die Einzelheiten durchgeführte Vergleich von Kampf und Geldgeschäften gehört H. (7143 — 7227, bei C. angedeutet 208, a).

Des deutschen Dichters Eigenthum ist auch der Zug, dass die jüngere Tochter des Grafen vom Schwarzen Dorne lieber alle ihre Ansprüche auf die Erbschaft aufgeben will,

als dass Einer von zwei so trefflichen Rittern um ihretwillen das Leben verliere, und es charakterisirt den liebenswürdigen Verehrer der Frauen, dass er, wo C. nichts dergleichen bietet, wieder Gelegenheit nimmt, die unbegränzte Güte des weiblichen Herzens zu preisen: diu edele und diu schoene, diu gewizzen, diu unhoene, diu süeze, diu guote, diu suoze gemuote, diu niuwan süezes kunde, mit rôtsüezem munde lachte sî die swester an etc. (7297 ff.).

Die Erkennungsscene zwischen I. und Gâwein ist bei H. weit feiner und gemüthvoller als bei C. dargestellt. Bei jenem kann I., als Gâwein seinen Namen nennt, es nicht glauben und er fragt noch einmal; erst als Gâwein es wiederholt, bricht seine Klage über ihren unseligen Kampf aus und mit den Worten: herre, ich bin ez Iwein (4783) giebt er sich seinem Freunde zu erkennen. „Dô wonte“, sagt H. 7484 — 85, „under in zwein liebe bî leide“: sie freuten sich, dass sie den lange verlorenen Freund wieder gefunden, und klagten, dass einer dem andern „disen unsenften tac“ (7473) soviel Leid zugefügt. Doch nicht lange dauert ihre Trauer: bald herscht in ihrem Herzen nichts als Freude und Liebe. Die Schwerter werfen sie hin (die C.schen Freunde müssen erst noch von den Rossen steigen 208, a und b) und „underkusten tûsent stunt ougen, wangen unde munt (H. 7503 — 4, C. 208, b: S' a li uns a l'autre renduz ses bras au col si s'antrebesent). Nie erlebte jemand, sagt der deutsche Dichter, einen schönern Tag, und es wird wol auch niemand je wieder eine solche Freude wiederfahren. Bei C. lässt sie die sich gleich in den Vordergrund drängende Frage, wer denn nun der Sieger sei, zu keiner ruhigen und reinen Freude über ihr Wiedersehen, wie bei H., kommen, eine Frage, die bei diesem erst auftaucht, als der erste Rausch ihrer Freude vorüber ist. Indem I. freiwillig erklärt, dass er der Besiegte sei, meint er bei C. alles gut zu machen, was er dem Freunde Leides zugefügt, bei H. weiht er sich selbst (nune mac ich anders [scil. iuch gêren] wan alsô daz ich iuwer Iwein iemer schîne 7542 — 44) und seine Hand (dazs iu diene unz ich

lebe 7556) dem Dienst des Freundes. — Artus' stolze Worte: Touz siecles m'en loera (209, b) lässt der deutsche Dichter fort.

Ebenso ist H. eigen der Zug, dass bei der Nachricht von I.s Ankunft Laudine fragt, ob er zu ihr oder sie zu ihm gehen solle: er gieng nâch mir, bedorft er mîn 8036, sowie endlich der Schluss der Versöhnungsscene, wie nämlich Laudine dem geliebten wiedergefundenen Gatten, der um ihretwillen so viel Mühsal gelitten, zu Füssen fällt und ihn auch ihrerseits um Verzeihung bittet, „wand er (der von I. erlittene kumber) mich, unz ich hân daz lebn, iemer mêre riuwen muoz": 8121 — 31.

Fassen wir die zerstreuten Züge vorstehender Vergleichung zusammen, um zu einer deutlichen Anschauung von H.s dichterischer Kunst im Verhältniss zu der C.schen zu gelangen, so finden wir als Grundzug fast aller einzelnen Abweichungen des deutschen Dichters von seiner Quelle seine *grössere Tiefe,* die sich doppelt 1) als *Gedanken-*, 2) als *Gemüths*tiefe darstellt.

1) Grössere Gedankentiefe des deutschen Dichters.

1) Die grössere Gedankentiefe des H.schen Gedichtes zeigt sich a) in dem Zweck und der Einheit, die der deutsche Dichter in dasselbe hineinzutragen bestrebt ist, b) in seinen Betrachtungen und psychologischen Schilderungen.

a) Zweck u. Einheit der H.schen Erzählung.

a) Es ist nur H., nicht auch C., der mit einem allgemeinen Gedanken den Stoff zu durchdringen strebt; es sind dies die Eingangsworte seiner Erzählung: Swer an rehte güete wendet sîn gemüete, dem volget sælde und êre. C.s Poesie will lediglich unterhalten, die H.sche zugleich auch lehren und bessern. — Die Rede Gâweins, in der er seinen Freund vor dem Verliegen warnt, hat erst H. zum Kern des ganzen Gedichtes gestaltet. Hier entwickelt er sein eigentliches Thema, die Idee des Conflikts von Liebe und Heldenthum, dessen *bewusste* Aufstellung und schliessliche Versöhnung H.s Werk ist, wenn auch Stoff und Anregung von C. kam·

b) Betrachtungen und psycholog. Schilderungen.

b) Ein wesentlicher Unterschied des H.schen von dem C.schen Gedichte beruht in der jenes auszeichnenden Fülle von sentenzartig ausgesprochenen Sätzen und längeren Betrachtungen, die, wie sie Zeugniss geben von H.s praktischer Lebensweisheit, seiner tüchtigen Gesinnung und seinem reinen Gemüth, so auch ganz vornämlich dazu beitragen, seinem Gedichte, trotz des ausländischen Stoffes, jenes so ächt deutsche Gepräge aufzudrücken. Es tritt zwar Neigung zur Reflexion auch in C.s „Chevalier au Lyon" hervor, wie sie ja der ganzen mittelalterigen Kunstepik, im Gegensatze zu der Objektivität und Einfachheit des Volksepos, eignet: man vergleiche jedoch C.s Betrachtungen (zusammengestellt von Holland in seinem Buche: Crestien von Troies, S. 267 ff.) mit denen H.s (V. 198 — 201, 841 — 43, 946 — 49, 1029 — 44, 1298 — 1300, 1355 — 60, 2028 — 29, 2153 — 58, 2683 — 96, 2702 — 8, 3032 — 34, 3321 — 22, 3549 — 55 etc. etc.) und man wird erkennen, dass in Reichthum und Tiefe der Betrachtungen sich C. mit H. auch nicht entfernt messen kann.

Im engsten Zusammenhange mit H.s Neigung zu sinniger Beschaulichkeit steht seine Vorliebe für Schilderung von Seelenzuständen. Während er von C. langausgesponnene Schilderung von Kämpfen (so des Zweikampfs zwischen Iwein und dem Herrn der Quelle) oder Lustbarkeiten (so der auf Iweins Schloss zu Ehren seines Gastes Artus angestellten) bedeutend kürzt oder, wie im letzteren Falle, ganz weglässt, versenkt sich der deutsche Dichter mit feinem Gefühl lieber in die Betrachtung innerer Gemüthsvorgänge, wo C. dazu entweder gar keine Andeutungen (so H. 2663 ff.) oder doch nur höchst dürftige gab (so H. 3487 — 3596, 4869 — 4913). Seelenzustände zu malen ist dem französischen Dichter nicht gegeben, es fehlt ihm hierzu die liebevolle Versenkung und der tiefe Blick in das menschliche Herz. Zur Veranschaulichung der Gemüthsbewegungen seines Helden verwendet er mehr äussere Mittel, wie er ihn denn bei weitem mehr als der deutsche Dichter

seufzen und weinen lässt (so 164, b, 180, b vgl. H. 4740 — 41, 185, b vgl. H. 5194 — 95.

2) Wie durch Gedankentiefe, so zeichnet sich ebenso auch durch *Gemüthstiefe* das H.sche Gedicht vor dem C.schen aus. Wo der Franzose, bei Dingen wie bei Menschen, an der Oberfläche haften bleibt, da dringt der deutsche Dichter von der Erscheinung zum Wesen, zum Gemüth und zum Herzen vor. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist H. 837 ff., verglichen mit C. 141, b, die Stelle, wo Keiî seines Lästerns wegen von der Königin gescholten wird: während sie bei C. nur von seiner *Zunge* spricht, die als unverbesserlich gezüchtigt werden müsse, sagt sie bei H.: Eure Zunge ist unschuldig, das *Herz* ist es, das Euch zum Lästern treibt.

2) Grössere Gemüthstiefe des deutschen Dichters.

Besonders bedeutsam für das Verhältniss beider Dichter wird ihre verschiedene Auffassung a) der Weiblichkeit, b) der Religiosität, c) der Freundschaft, d) gewisser Tugenden feiner Sitte.

a) C. leiht seinen Frauengestalten lediglich *Anmuth* des Benehmens und der Rede, die Hauptzierde der H.schen ist *herzliche Güte und Sanftheit*, die der deutsche Dichter als Krone aller weiblichen Vorzüge nie zu nennen vergisst, während C. sie niemals hervorhebt. Der Franzose ist überhaupt nicht der Frauen Freund, die er als Närrinnen schilt (so C. 153, b, wo H. 1863 ff. den ihnen gemachten Vorwurf des Wankelmuths zu ihrem Besten zu deuten weiss; ähnlich C. 169, b H. 3478: Dass die Jungfrau Iweins *ganzen* Körper mit ihrer Salbe bestreicht, ist bei C.: folie, bei H.: ir süezer wille). Dagegen preist sie H., wo er er nur Anlass dazu findet (die einzige Schwäche, die er an ihnen findet, ist, dass sie ihre Zunge nicht in ihrer Gewalt haben: V. 6293 ff., 7674 ff.); zuweilen erweitert er C.s Erzählung durch selbständige Zusätze, die lediglich den Zweck haben, die unbegrenzte Güte des weiblichen Herzens zu zeigen. So findet sich bei C. nicht die geringste Andeutung von dem Zuge, dass die jüngere Tochter des Grafen vom Schwarzen Dorne, um den Tod eines der beiden Zweikämpfer, Iwein und Gâwein,

a) Weiblichkeit.

zu verhüten, alle ihre Erbansprüche abtreten will. — Ueber den beiden Gartenscenen, H. 331 ff. und 6490 ff., ruht der zarteste Duft des deutschen Minneliedes; von der zweiten, grade der anmuthigsten, findet sich bei dem französischen Dichter keine Andeutung.

Die deutsche Laudine erscheint sanfter als die Französin, die ihre vertraute Dienerin Lûnete zwei Mal mit den zornigsten Worten von sich treibt, während sie dies bei H. nur Ein Mal thut, der auch ihre heftigen Ausdrücke fortlässt, ebenso wie ihre rauhen und drohenden Worte zu ihrem Gatten Iwein, als dieser sie um Urlaub bittet (C. 164, b H. 2926 — 28). Sie ist ferner argloser als die Französin gezeichnet (H. 1959 C. 154, a), und der ächt weibliche Zug von Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit ist nur ihr eigen (so 2159 — 60, 1907, 8034 ff.). Dass sie trotzdem in ihrer ersten Unterredung mit Iwein, der, wie sie weiss, ihren Gatten erschlagen, mit Hintansetzen aller weiblichen Zurückhaltung sich selbst ihm anträgt (ich wil iuch gerne: welt ir mich: 2333), während die Französin hier klüger verfährt, sodass nicht sie, sondern Iwein als der bittende erscheint — das trägt nur dazu bei, unser Mitleid für das arme, von den verschiedenartigsten Gefühlen bestürmte Weib noch zu erhöhen, die von der allbezwingenden Macht der Minne erfasst ist, während C. von zarten Herzensregungen der Dame nichts sagt und ihr Verfahren lediglich durch die Rücksicht auf die Vertheidigung der Quelle geleitet werden lässt. Dass sie Iwein ein treuergebenes Weib war, hebt nur der deutsche Dichter hervor (2421 ff.), sowie sie auch nur bei diesem die schliessliche Versöhnung mit ihrem Gatten dadurch erst zur vollständigen macht, dass auch sie ihrerseits ihn wegen der Mühsale, die er um ihretwillen gelitten, fussfällig um Verzeihung bittet.

b) Religiosität.

b) Die Religiosität geht bei C. in den hergebrachten *Formen* der Gottesverehrung auf: so schildert er umständlich den Aufzug der Geistlichkeit bei der Bestattung des Herrn der Quelle, H. lässt dies fort; als die Iwein suchende

Jungfrau in der Nacht von dem schrecklichen Unwetter überfallen wird, sagt sie bei C. eine Menge Gebete her und ruft in ihrer Noth zuerst Gott, dann dessen Mutter, zuletzt alle Heiligen an, bei H. allein Gott. Während die C.sche Religiosität über äussere Formen nicht hinauskommt, stellt sich der Verkehr der H.schen Charaktere mit Gott weit herzlicher dar. (Man vergleiche z. B. das innige Gebet H. 5987 ff. mit C. 193, b: Lors a joie et dist: dex aie etc.) und bei jedem Anlass hebt H. das innige Gottvertrauen hervor, das seine Charaktere durchdringt: H. 416, 654 ff., 1172—73, 5987 ff., 6342 ff. Als Iwein wahnsinnig geworden, ist es nur bei H. die *Fügung Gottes,* der jenen auch jetzt noch nicht vollständig aus seiner „huote" gelassen hatte, dass er einen Knappen traf, dem er Pfeil und Bogen abnahm. —

Trotz der Aeusserlichkeit, womit wir bei C. die Religiosität in Ceremonien und Formen aufgehen sehen, lässt sich dieser doch nicht abhalten, zuweilen die ärgsten Ausfälle gegen die Geistlichkeit zu machen, so 164, a: Cil preecheor, qui sont desleal lecheor etc., ähnlich 194, b: Ce porroit uns abes jurer; H. lässt dieselben fort.

c) Wird das Freundschaftsverhältniss, das zwischen Iwein und Gâwein besteht, von H. als jene Sympathie gleichgearteter Seelen gefasst, die aus zweien Ein Herz und Eine Seele macht („sô daz ir ietweder truoc des andern liep unde leit" H. 2712—13), so stellt es sich bei C. mehr als lustige Waffenbrüderschaft dar, und es zeigt sich diese Verschiedenheit der beiderseitigen Auffassung besonders ausgeprägt in jener Rede Gâweins, in der er Iwein vor dem Verliegen warnt, sowie in der Erkennungsscene nach ihrem Zweikampfe. Iwein meint hier, was er dem Freund Uebles zugefügt, dadurch wieder gut zu machen, dass er sich freiwillig für besiegt erklärt, der Deutsche thut nicht nur dies, er weiht Gâwein auch seine Hand und sein ganzes Selbst, dass es hinfort nur ihm diene. c) Freundschaft.

Aehnlich ist es mit dem Verhältniss Laudinens zu Lûnete. Wie verschieden dasselbe von beiden Dichtern aufgefasst wird,

zeigt sich, wenn man H.s Worte 1788 ff.: ‚zuo ir vrouwen gienc sî (Lûnete) sâ: der was sî heimlich genuoc, sô daz sî gar mit ir truoc, swaz sî tougens weste, ir næhest und diu beste vergleicht mit C. 153, a: La damoisele estoit si bien de sa dame, que nule rien a dire ne li redoutast, a que que la chose montast. Es ist der Unterschied der treuen berathenden Dienerin, vor der ihre Herrin kein Hehl hat, und des kecken Kammerkätzchens, das sich nicht scheut, das Benehmen ihrer Gebieterin närrisch zu nennen (C. 153, a: folement vos voi ovrer), die auf die zornigen Reden Laudinens gleichfalls mit Vorwürfen antwortet (C. 154, b), während die deutsche Lûnete hier nur Segenswünsche als Entgegnung hat (1978 ff.).

d) Tugenden feiner Sitte.

d) Bei allem, was H. erzählt, ist er nicht bloss mit dem Verstande, er ist dabei ebenso mit dem Gemüth betheiligt, und es tritt dies Mitfühlen mit Leid und Freud' der bei ihm handelnden Charaktere nicht nur hervor in der durchgehenden, gleichmässigen Wärme seiner Darstellung, gegen welche die C.sche kalt und verstandesmässig erscheint: der deutsche Dichter kann sich auch oft nicht enthalten, in einzelnen eingeschalteten Bemerkungen seiner Freude, Hoffnung, seiner Furcht, Verwunderung, seinem Schmerze über die von ihm erzählten Ereignisse Ausdruck zu geben: so 2422 ff., 3249 ff., 3350 ff., 5385 ff., 5456 ff., 5574, 5784 ff., 5968 ff., 6674 — 75, 6750 — 52, 6795 ff., 6867 ff., 6932 ff., 7498 ff., 8137 ff. — Als eine weitere Eigenthümlichkeit seiner Darstellung erkennen wir die Feinheit und Zartheit, mit der er alles Rohe und Hässliche meidet. Während C. in seinen Kampfschilderungen mit einer gewissen Vorliebe bei den rohen Zügen grimmer Wuth verweilt, lässt H. solche Züge fort: so in der Schilderung des Kampfes Iweins mit dem Herrn der Quelle, dem Riesen Harpîn, dem Truchsäss und dessen Brüdern, endlich seinem Freunde Gâwein: bei der ersten und letzten der angeführten Schilderungen hebt H. statt der Wuth des Dreinschlagens, wie C. thut, die Schönheit und Kunstmässigkeit des Kampfes hervor. — Eben

hierhin gehört, dass H. die hässliche Ausmalung der Vorstellung, wie der Riese Harpîn die Tochter des Burgherrn seinen Knehten übergeben will (C. 183, a), vermeidet.

Diese als Eigenthümlichkeiten von H.s Gemüth erkannten Züge finden wir in seinen Charakteren wieder, die sich vor den C.schen im allgemeinen durch einen höhern Grad von *Theilnahme für einander, von Höflichkeit und zarter Rücksichtnahme* auszeichnen.

Die herzliche Theilnahme, die die H.schen Charaktere für einander empfinden, ist es, die sie offen und gesprächig macht, wo die C.schen, zuweilen in der unnatürlichsten Weise (so C. 201, b), geheimnissvoll und verschlossen sind. Mittheilsamer ist Lûnete gegen Iwein, als dieser sie in der Kapelle gefangen findet (H. 4011 ff., C. 176, b), ebenso der Burgherr, den Iwein von dem Riesen befreit hat, gegen die jenen aufsuchende Jungfrau (H. 5831 ff., C. 192 a); gegen dieselbe der Schlossherr, bei dem Iwein sich 14 Tage lang aufgehalten hat (H. 5952 ff., C. 193, b), die Jungfrau selbst gegen Iwein, als sie diesen um Hilfe für ihre Verwandte ersucht (H. 6020 ff., C. 194, a) und dieser endlich wieder seinem Wirthe gegenüber (H. 6802 ff., C. 201, b).

Dass die Gastfreundschaft der Burgherren eine von Herzen gern gebotene war, hebt nur H. stets hervor (so 368, 2655 — 56, 5602 — 3, 6475 ff.), sowie auch nur bei ihm der nach Iwein fragenden Jungfrau von dem Herrn des Schlosses Herberge angeboten wird (H. 5943).

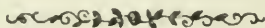
Rücksichtsvoller ist bei H. Kâlogrêants Benehmen, wenn er von seinem Wirthe und dessen Tochter schon am Abend Abschied nimmt, um sie nicht, wie bei C. geschieht, in ihrer Morgenruhe zu stören, und „wie artig die hövische Lûnete sich auszudrücken weiss" (Benecke zu Iwein, S. 330), als sie der Iwein aufsuchenden Botin den Weg zeigt. So unhöflich zu sprechen, wie jener bei C. 176 b, thut (Il li [der Lûnete] respont: tes, fole riens), wäre dem H.schen geradezu unmöglich; als derselbe bei der Annäherung an das Chasiel de Pesme Aventure von den Bewohnern des daranliegenden

Marktfleckens mit ungezogenen Reden empfangen wird, antwortet er bei C. in gleichem Tone, bei H. freundlich und versöhnlich (H. 6110 ff., C. 194, b).

Der Zug, dass nach Besiegung des Riesen Harpîn Frau und Tochter des Burgherrn mit sämmtlichen Schlossbewohnern aus der Burg eilen, um sich den Erlegten anzusehen, lässt H. fort, ebenso erzählt er in höfischerem Tone als C., wie Iwein zu den 300 in dem „wercgadem" arbeitenden Jungfrauen tritt. H. hebt hier hervor, dass, wie elend auch ihr Aufzug war, sie doch durchaus keine Verlegenheit zeigten, im Gegentheil sich ganz nach den Regeln der feinen Sitte benahmen, sowie auch nur der deutsche Dichter bemerkt, dass Iwein während der Unterredung mit ihnen *sass*. — Die Nachricht, es sei Essenszeit, bringt bei C. 137,a der Wirth selber, der H.sche schickt einen Boten (H. 350, ebenso 6543).

Eben jenes lebhafte Gefühl für feine Sitte ist es, das die H.'schen Charactere nie vergessen lässt, für geleistete Dienste und erwiesene Gefälligkeiten ihren Dank auszusprechen, auch wo die C.schen nicht so artig sind, dies zu thun (so H. 388—89, 1223, 2723, 6013 ff.).

Endlich ist es die so ächt deutsche Tugend der Bescheidenheit, die H.s Charactere in einem höhern Mase als die C.'s ziert. Bemerkenswerth fanden wir nach dieser Hinsicht folgende Stellen: H. 1039 ff., H. 1188 vgl. C. 146,a: Espoir ne fui pas si sage etc., H. 2750 ff. vgl. C. 163,a: Madamoiscle, je vos doing etc., H. 4471 vgl. C. 179, b: Ma fille, qui de beaute passe etc., H. 5107 ff. vgl. C. 184, b: Coment il s'ert contenuz etc., endlich C. 209,b: Touz siecles m'en loera, was H. ganz fortlässt.



Thesen.

I.

Im „Chevalier au Lyon“ des Crestien von Troies, V. 706—7, ist statt:

Puis verra *la tor et* l'essart
Et le grand vilain, qui *le* garde,

wie Holland schreibt, mit der Pariser Hd. No. 210, suppl. franç. zu lesen:

Puis verra *les tors en* l'essart
Et le grand vilein, qui *les* garde.

II.

V. 5175 des Hartmannschen „Erec“ ist mit Haupt „sô fuor sî hin und schein *doch dâ*“, nicht, wie W. Müller (Germ. VII, S. 134) vorschlägt, „sô fuor sî hin und schein *dort sâ*“ zu lesen.

III.

In Walthers von der Vogelweide Spruche „Sît got ein rehter rihter heizet an den buochen“ etc. ist V. 6 statt „der sich dem man windet ûz der hant reht als ein âl“, wie die Ueberlieferung lautet, nach dem Vorschlage von Bartsch (Germ. VI, S. 198) zu lesen: „der sich dem man enhenden windet als ein âl.“

IV.

Im „Erec“ des Crestien von Troies, V. 679—8

mais mout estoit ioianz et *lié*
de ce que li ert *outroié*,

wie Bekker (Haupts Zeitschrift X, S. 390) schreib

mais mout estoit ioianz et *líe*
de ce que li ert *outroíe*.

V.

Die „Chanson de Roland“ rührt von Einem Verfasser her.

VI.

Die Form „carre“ in der „Chanson de Roland“, hg. von Müller, V. 33 („Cinquante carre, qu'en ferat carier“), wofür dieser mit Unrecht „carres“ schreibt, ist als ein Rest des lat. Neutrum plurale zu erklären (carrum — carra Nebenform von carrus).

VII.

Es ist dringend erforderlich, dass sich der Gymnasialunterricht in höherem Maasse als bisher geschehen auf die neueren Sprachen richte.